



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Steffen, N.: Fransquillons und Ultramontane in Luxemburg seit dem
Abschlusse des Eisenbahn-Vertrags.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Oberstlt. v. Meerheimb: Zur Geschichte der Stadt Metz. (Beilage des Milit. Wochenbl. 1873.)

Die Darstellungen der Belagerung in v. Brandt: Geschichte des Kriegswesens.

Louis Napoléon Bonaparte: Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie. J. v. G., Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte.

Fransquillons und Ultramontane in Luxemburg seit dem Abschlusse des Eisenbahn-Vertrags.

Luxemburg, Ende Dezember.

Der Abschluß unseres Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Vertrages mit der deutschen Reichsregierung in Berlin hat unsern Dunkelmännern und Feinden Deutschlands einen herben Strich durch die Rechnung gemacht, und dem französischen Chauvinismus ebenfalls. Nachdem der französische Vice-Consul und die französische Ostbahngesellschaft, in Folge ihrer deutschfeindlichen Ränke und Handlungen während des Krieges von 1870—1871, und auf die bewußte Drohnote des „eiserne Grafen“, aus dem Großherzogthum ausgewiesen worden, war ihre beste Macht hier gebrochen, wenn auch noch lange nicht gänzlich vernichtet. Die Hoffnungen Frankreichs in Betreff unseres Landes beruhten von nun an größtentheils nur noch auf unseren sogenannten Fransquillons, den hiesigen Franzosenfreunden, und unsern Ultramontanen, die keines Menschen Freund, nur ihr eigener, sind. Die französischen Hoffnungen waren auch so noch wohlbegründet. Die Ostbahn ließ eine Masse von Beamten im Lande zurück, welche von dieser Gesellschaft sehr begünstigt, wir möchten fast sagen absichtlich verhättselt, worden waren, vorzüglich in den Zeiten, wo es sich für die französische Gesellschaft um das *to be or not to be* bei uns handelte. Auf diese Beamten, vorzüglich die höhern und maßgebenden, durfte sie um so zuversichtlicher zählen, als diese sich wenig Hoffnung zu machen hatten, bei einer deutschen Eisenbahnverwaltung eine hervorragende Rolle zu spielen. Die meisten derselben, durch hohe Connexionen und Protectionen mehr als durch eigenes Verdienst, bei der französischen Eisenbahngesellschaft aufgenommen und begünstigt, mußten das Gefühl in sich tragen, daß bei den strengen, ernstern Anforderungen, dem strammen Dienste einer deutschen Bahnverwaltung, ihr trügerischer Nimbus bald genug

in Nichts zerfließen müsse. In deutschen Diensten — das hatte man den Herren bereits gesagt — giebt es keine solchen Sinecuren, wie sie für unser Land bei der Ostbahngesellschaft bestanden. — In Deutschland muß ein Jeder arbeiten, der sich durch sein Verdienst durchbringen will, der Höchste, wie der Niedrigste. Bei der Ostbahn brauchten unsere wohlrecommandirten protegirten jungen Herren gar nichts zu thun, wenn sie eben nicht wollten oder konnten. Man besoldete untergeordnete, fleißige Leute, die für sie arbeiten mußten. Die hohen recommendirten Herren erhielten die hohen Gehälter, die untergeordneten Beamten die viele Arbeit. Wir haben solche gut-recommendirte Herren gekannt, welche ihr hohes Gehalt verdient hatten, wenn sie täglich einmal im Zug erster oder zweiter Klasse die Bahnstrecke befuhren, deren Oberaufsicht ihnen anvertraut war. Es war gar nicht daran zu denken, daß ein solches Schlaraffenleben auch bei dem strammen, strengen Regime einer deutschen Verwaltung weiter fortgeführt werden könnte. Und zu einem andern waren die süßen, verhätschelten Herren viel zu vornehm und zu bequem. In unserem gesegneten Lande geht ja von jeher die Vornehmheit mit dem Müßiggang Hand in Hand. Die stramme, nachhaltige Arbeit überlassen wir gerne dem Plebs, oder unseren vom Staat besoldeten (und wie besoldeten!) Unterbeamten. — Von all diesen Herren von der Ostbahngesellschaft hatte jeder seinen Anhang, und dieser hatte wieder den seinigen und so fort, ad infinitum, wie ein Musiker sagen würde. Das ganze bildet eben das, was wir unsere fransquillonistische Clique nennen. Diese Sippe, welche sich ehemals den Anschein gab, zu den Freidenkern, den Voltairianern, den Liberalen par excellence zu zählen, hatte sich seit längerer Zeit schon insgeheim mit unsern Jesuiten oder Dunkelmännern zusammengethan und verbündet. Und wenn nun auch die haute volée bei uns, mit geringen Ausnahmen, ins Lager der Dunkelmänner überging, so begreift ein Jeder, welche begründeten Hoffnungen Frankreich, dem zu Liebe ja das seltsame Bündniß geschlossen worden, noch immer in Betreff unseres Landes hegen durfte, selbst nachdem sein direkter Einfluß durch seinen Vice-Consul und seine Eisenbahngesellschaft aufgehört hatte. —

Die ganze Presse des Großherzogthums, vor allem aber die Zeitungs-
presse, stand, und steht noch immer im Solde unserer Jesuiten und Frans-
quillons. Unser „Wort für Wahrheit und Recht“ ist auf die großen
Massen, den gemeinen, blinden Haufen, das ehemalige „Avenir“, die heutige
„Indépendance Luxembourgeoise“, auf unsere „haute-volée“, und die „Luxem-
burger Zeitung“ auf alle, die — mehr auf schöne Worte als schöne
Thaten sehen, berechnet. — Was alle vor allem suchen und anstreben, ist
der persönliche Vortheil, das Interesse ihrer Partei. Öffentlich und vor der
Welt beschimpfen und bekämpfen sich die drei, insgeheim und unter der Hand

aber verstehen sich die schlaunen Gevattern, wie die Diebe auf der Messe. Die Kosten der Post trägt stets das irgeleitete, leichtgläubige Volk. Was bei einer solchen Tagespresse und solchen Tendenzen herauskommen kann, liegt auf der Hand. Der Kluge hilft sich mit dem feinen Spruch: „Besser Hammer sein als Ambos.“ Und solcher Klugen giebt es hierlands ungemein Viele. Es giebt bei uns aber auch noch Leute, die da, wo es das Gemeinwohl, die bessere Zukunft des Landes erheischt, doch noch lieber Ambos als Hammer sein wollen. An solchen Ambosen sind schon oft die stärksten Hämmer, die im Dienste des Bösen geschwungen wurden, zersprungen und untauglich geworden. Mit diesen bessern Elementen haben die Dunkelmänner vergessen zu rechnen. — Noch mehr, sie haben vergessen die höhere, ewige Weisheit, die sittliche Weltordnung mit in ihre Berechnung aufzunehmen, und wer ohne diese rechnet, rechnet stets falsch. —

Um jeden fremden Einfluß fern zu halten von diesem Lande, strengten unsere verbündeten Fransquillons und Jesuiten jede Kraft, wendeten sie jedes Mittel an, um den Betrieb unserer Eisenbahnen in deutschfeindliche Hände zu spielen, selbst auf die Gefahr hin, ja, mit der innern Ueberzeugung, daß dieses zum Ruin unserer Eisenbahnen, unserer Industrie und des ganzen Landes führen müsse. — Was liegt ihnen auch an ihrem Vaterlande, an der großen Mehrheit ihrer Mitbürger, da, wo ihre persönlichen, oder ihre Partei-Interessen ins Spiel kommen? Sie ließen sogar, als jedes andere Mittel fehlgeschlagen war, eine Zeitschrift erscheinen, welche für den Betrieb unserer Bahnen durch das Land selbst, und zwar gegen den ausdrücklichen Willen aller einsichtsvolleren Luxemburger und den Willen Deutschlands eintrat.

Doch die Macht der Verhältnisse ist stärker, als sonst jede Macht auf Erden. Diese Macht erlaubte es auch unserer Regierung, den Vertrag über den Betrieb unserer Eisenbahnen in Berlin abzuschließen, trotz der großen Gewalt, welche unsere verbündeten Jesuiten und Fransquillons damals noch in unserm Lande besaßen. Der moralische Einfluß Deutschlands konnte sich damals schon so sehr geltend bei uns machen, daß unsere Deutscheinde es nicht wagen durften, eine Volksbewegung wider den in Berlin von unserm Herrn Staatsminister abgeschlossenen und unterzeichneten Vertrag heraufzubeschwören, wenigstens nicht laut und öffentlich. Dazu hatte bei den letzten Ergänzungswahlen für unsere Kammer eine gewisse Partei, die zwar ostensible Deutschfreundlichkeit zur Schau trug, insgeheim aber aus allen Kräften Deutschland entgegenwirkte, eine schwere aber wohlverdiente Niederlage erlitten, so daß sie in der Kammer, wo sie bis dahin die Majorität bildete, nun in der Minderheit stand. An dem nämlichen Tage, wo die besagte Partei hier die schwere Schlappe bei den Wahlen erlitt, unterschrieb zu Berlin unser Herr Staatsminister unsern Eisenbahnvertrag mit der deutschen Reichsregierung, in Folge

dessen der Betrieb unserer Eisenbahnen in die Hände der General-Direktion der Eisenbahnen von Elsaß-Lothringen gelegt wurde. — Diese beiden gleichzeitigen Ereignisse waren die glücklichsten, welche sich seit vielen Jahren für unser Land zugetragen hatten. Unsere verbündeten Jesuiten und Franksquillons knirschten vor Wuth, und suchten auf alle mögliche und unmögliche Weise unsere Regierung, oder sagen wir lieber unsern Herrn Staatsminister, vor dem Lande herabzusetzen, und des Servilismus der deutschen Reichsgewalt gegenüber zu beschuldigen. Es war wirklich überaus komisch anzusehen, wie die Patrone der heiligen Liga sich drehten und wendeten, um ihren krassen Egoismus bei der Sache nicht allzusehr vor den Augen des Landes bloßzustellen. Die Mittel und Mittelchen, welche sie dabei zu Hilfe nahmen, sind eben so — wohlersonnen als zahlreich, und die Maske, die unsere streitbaren Helden sich vorbanden, hätte, wie die Sachen lagen, nicht wohl schlauer gewählt werden können. Sie war ganz Patriotismus, eitel Nationalismus. Wenn es bei uns nur nicht Männer gegeben hätte, welche mit kühnem Griff den guten Leuten die Masken wegriffen, und zwar nicht allein vor dem eigenen Lande, sondern auch vor ganz Deutschland, unserm Stamm- und Mutterlande. Was die jesuitische Tagespresse im Lande selbst nicht erlaubte, das suchten diese Männer bei der liberalen deutschen Presse nach, und mit freundlicher Zuorkommenheit kam ihnen diese entgegen und erlaubte ihnen die heilige Sache ihres Vaterlandes und ihres Volkes in ihren Spalten zu vertreten und zu verfechten. Der deutschen Presse unsern herzlichsten, tiefgefühltesten Dank dafür! —

Auch Schimpfen und Verleumben konnte an der Lage der Dinge nichts ändern. Der Betrieb unserer Eisenbahnen wurde trotz alledem und alledem der General-Direktion der Eisenbahnen von Elsaß-Lothringen übergeben, und die Ostbahngesellschaft, als solche, und als das alter ego Frankreichs, hatte bei uns ausgewirthschaftet und ausintriguiert. Wer aber weiter intriguierte, das waren unsere Dunkelmänner unter allen Masken. Unsere vornehmen und wohlprotegirten Lieblinge der Ostbahngesellschaft mußten sich nolens volens bequemen, sich der von der General-Direktion zu Straßburg nach Luxemburg gesetzten Betriebs-Inspection unterzuordnen, sie, die schon gehofft hatten, die erste Geige in dieser Verwaltung zu spielen, und dabei noch weit vornehmer, und müßiger leben zu können als zuvor. — Der tiefe, innerliche Ingrimm dieser Herren läßt sich begreifen, und der Groll ihrer zahlreichen Anhänger ebenfalls, um so mehr, da sie dem mächtigen deutschen Reiche gegenüber nicht die Zügel schießen lassen durften. Dieser tiefe, verhaltene Ingrimm wußte sich nicht anders Luft zu machen, als in den täglichen, kleinlichen oft mehr als kindischen Nörgeleien in unsern Zeitungen wider den Hrn. Staats-

minister, die unpatriotischen, unnationalen Clauseln im Eisenbahnvertrage, die neue Betriebsverwaltung und die Männer, welche der letzteren in den deutschen Tagesblättern und Zeitschriften das Wort redeten. — Das alles war mehr auf die Massen, die blinden Haufen, den hohen und niedern Janhagel im Lande, als auf die wirklich maßgebenden Männer in der Regierung und in der Kammer abgesehen. Was man wollte, war, das Land einstweilen nicht zur Ruhe, nicht zum Bewußtsein seiner selbst und seiner wirklichen Interessen kommen zu lassen, sondern das Volk so lange in Bewegung und Unzufriedenheit zu erhalten, bis der Tag der — famosen „Revanche“, der ersehnten Vergeltung, gekommen sein sollte. Und damit dieser Tag je eher je lieber kommen möchte, schrieben unsere Jesuiten fromme Massenwallfahrten nach St. Hubert, in der belgischen Provinz Luxemburg, aus, und dahin zogen, der Bischof mit seinen „lieben Seminaristen“ und Pastöre an der Spitze, die gläubigen Schafe nach Belgien, um „für die Wohlfahrt des hl. Vaters in Rom“ d. h. für den Untergang Deutschlands und Italiens heißes Bitten und Flehen zu den wunderthätigen Heiligen im Himmel und auf Erden zu richten. — Doch das war nicht die Hauptsache. An der Hauptsache wurde im Dunkeln gesponnen. Unter der Erde wurde an den Minen fortgewöhlt, welche helfen sollten das verfluchte, kexerische deutsche Reich in die Luft zu sprengen. — Dieses unterirdische, nächtliche Wühlen wurde von den Einsichtsvolleren mehr gefühlt, als sonst auf andere Weise wahrgenommen. Nur wer seine Pappenheimer durch und durch kennt, und ihre wohlgewählte Masken klar durchschaut, vermochte sie auf ihren dunkeln, geheimen Wegen zu belauschen, und ihnen dabei entgegen zu arbeiten. Kein Mittel hat indessen mehr gegen die finstern Ränkeschmiede gewirkt und genützt, als die Artikel, welche gegen diese Wühler- und Hekereien in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. — Unsere Dunkelmänner fürchten sich heute vor der deutschen Presse wie kaum vor dem leidhaftigen Gottseibeiuß selbst. Sie wissen, daß, wenn das „Luxemburger Volk“ auch in seiner großen Mehrheit blind ist, ihren schlaun Ränken gegenüber, das deutsche Volk offene und wohlsehende Augen für dieselben hat, und auch das wissen sie, daß das mächtige deutsche Volk es nie dulden wird, daß hier ein deutscher Bruderstamm von der finstern Sippe als Werkzeug wider Deutschland mißbraucht werde. — So müssen die Männer bei uns, denen das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes wirklich am Herzen liegt, da, wo die inländische Presse ganz in den Händen der Jesuiten und ihrer Helfershelfer ist, zu der befreundeteren Presse Deutschlands ihre Zuflucht nehmen, wenn sie den gefährlichen und noch immer mächtigen Feind im Innern bekämpfen, und endlich besiegen wollen.

N. Steffen.